



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mir aber war es höchst unangenehm. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie der anhängliche, aber immerhin rohe Mensch auf die Fragen seiner Bekannten oder Kameraden mit der Hand wegwerfend winken und sagen würde:

Wieder schon dahin, in den ersten Stadtteil!

Auch die kurzen Visiten wurden seltner als früher. Semeljan Afanasjewitsch hatte es richtig vorausgesehen. Südwinde begannen zu wehen. Tauwetter trat ein. Sprang der Luftzug dann und wann auch wieder nach Norden um, und froh es dann auch in der Nacht, so wärmte am Tage die Sonne schon kräftig. Der Schnee schmolz und verwandelte sich auf den Straßen und an betretenen Stellen in morsches Eis, dessen Oberfläche sich mit Mist und all den Unreinlichkeiten bedeckte, die im Laufe des Winters nicht sichtbar gewesen waren.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Finnland. Wenn Pius der Neunte den Grundsatz der Nichtintervention verdammt, so geschah es zu einem verwerflichen Zweck: er wollte, daß Österreich und Frankreich die Italiener zwingen sollten, sich den elenden Kirchenstaat und die elende Bourbonenherrschaft gefallen zu lassen. Jedoch abgesehen davon, daß ihm selbst gegenüber dieser Grundsatz des modernen Staatsrechts schlecht genug beobachtet worden war — denn die internationale Revolution arbeitete in Italien unter englischem Schutz, und die europäische Diplomatie setzte den Regierungen der italienischen Mittelstaaten mit unerbetnen Ratschlägen zu —, abgesehen von dieser Inkonsistenz, die ihn berechtigte, die Verkündiger des neuen Grundsatzes der Unaufrichtigkeit zu zeihen, hatte er, wie jedermann, auch das Recht, diesen Grundsatz selbst anzufechten. Oder vielmehr er hätte es gehabt, wenn er nicht selbst den allerüberspanntesten Souveränitätsbegriff für das Papsttum in Anspruch genommen hätte. Es gibt keine absolute Gewalt auf Erden, keine Gewalt, die sich nicht unter Umständen von andern Gewalten müßte zügeln und zurechtweisen lassen, und höher als die Idee des souveränen Staats steht die mittelalterliche — freilich ihrerzeit recht elend verwirklichte — Idee der christlichen Völkerverwandtschaft, deren Glieder die Pflicht haben, einander zu Hilfe zu kommen — auch gegen schlechte Regierungen; gerade in Italien hatten das ja die Völker Europas getan, freilich nicht im Namen des Christentums, sondern im Namen der Humanität, aber auf den Namen kommt so viel nicht an. In Barbaren- und Halbbarbarenstaaten jedoch zögern die europäischen Regierungen auch heute noch keinen Augenblick, sich einzumischen, wenn ein wichtiger Anlaß vorliegt; wenn man glaubt, daß Geldforderungen die Einmischung rechtfertigen, die Niedermeßlung christlicher Untertanen eines mohammedanischen Herrschers dagegen nicht, so ist das nicht gerade geeignet, uns mit Ehrfurcht vor der allmodernsten Kultur zu erfüllen. China gegenüber, wo die Sache ein wenig anders lag, ist ja sogar die Idee der Solidarität der Christenvölker wieder erweckt worden. Also der Grundsatz der Nichteinmischung soll nicht gelten, wenn die Interessen von Angehörigen der christlichen Staatenfamilie durch einen Barbarenstaat verletzt werden. Aber auch die Südamerikaner scheint man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, vorkommendenfalls als Barbaren behandeln zu wollen, und auch die kleinen Christenstaaten der Balkanhalbinsel ruft man zur Ordnung, wenn sie sich lästig machen. Der Christenname tut also nicht allein; es wird der Rang eines Kulturstaats verlangt, wenn die Souveränität respektiert werden soll. Aber stehen das russische Volk und das russische Staatswesen wirklich in der Kultur so hoch über Griechenland und Bulgarien, daß ihnen gegenüber der Grundsatz der Nichtintervention gelten müßte? Oder ist es bloß die russische Armee und Flotte, was den Unterschied ausmacht? Nehmen wir an, das zweite sei der Fall, und weil

Rußland übermächtig sei, müsse Europa schweigend zusehen, wie das Volkstum der baltischen Deutschen und der Finnen abgeschlachtet wird, und wie zwei wahrhaft kultivierte und wahrhaft christliche Völkchen, die das Mark zu einer politischen Neubildung im barbarischen Osten abgeben konnten, in den ekelhaften Brei russischer Unkultur eingestampft werden — so ist das freilich eine Tatsache, die sich nicht ändern läßt, aber eine der Unabänderlichkeiten, die einem das Herz abfressen. Und dabei bleibt der Zweifel bestehen, ob eine solche Lage an sich unabänderlich sei, oder ob es nur an einem leitenden Geiste fehlt, der, wenn er vorhanden wäre, die wahrhaft kultivierten Völker Europas über ihre Interessen aufklären und ihren Willen zur Abwehr von Barbareien einigen würde, die unter dem Schirm der Souveränität verübt werden.

Einige Hefte der bei Duncker und Humblot erscheinenden Finnländischen Rundschau, die uns zugegangen sind, haben uns zu dieser Betrachtung veranlaßt. Die Zeitschrift enthält Aufsätze von allgemeinem Interesse und solche, die über finnländisches Volkstum und über die Schicksale des Volks belehren. Selbstverständlich nehmen die traurigen Schicksale der letzten Jahre einen breiten Raum ein. Unsere Zeitungen haben keineswegs so ausführlich darüber berichtet, wie es die große Volkstragödie verdient hätte. Wir empfehlen besonders den Bericht über die Reise der aus 500 Finnländern bestehenden Deputation nach St. Petersburg im März 1899 („Aus den Februar- und Märztagen des Schwarzen Jahres“ von J. Konrad im 4. Heft des Jahrgangs 1901). Beim Schlußakte des vergeblichen Versuchs wurde eine Rede gehalten, die alle größeren deutschen Zeitungen hätten wörtlich abdrucken sollen. Der finnländische Ministerstaatssekretär Procopé empfing die Abgesandten, um ihnen den Bescheid des Kaisers mitzuteilen, daß er ihnen die nachgesuchte Audienz nicht bewillige. Da trat, wie von den darauf Vorbereiteten verabredet worden war, der Konsul Eugen Wolff vor und hielt eine erschütternde Ansprache, aus der wir nur folgende Stelle mitteilen. „Der Frost hat unzähligmal unsere kargen Felder verheert, aber wir haben demütig diese Prüfungen ertragen, uns gegenseitig unterstützend und der Zukunft vertrauend; denn immer ist irgend einer von uns von diesen Verheerungen verschont geblieben. Eine solche Frostnacht wie den 15. Februar [an dem der Zar das »Staatsstreichmanifest« unterzeichnete] hat Finnlands Volk nie zuvor erlebt. Mit einem Federstrich ist damals das Kostbarste vernichtet worden, was wir besaßen haben, und das wir gehofft hatten, unsern Kindern unvermindert, wenn nicht vermehrt, zu hinterlassen. Hier steht keiner unberührt. Hoch und Niedrig, Arm und Reich, alle werden wir in gleichem Maße getroffen von dieser Heimsuchung. Wir können ihre Folgen gar nicht absehen: der Gedanke bebt zurück vor der Aussicht, die sie eröffnet. Unsere Kinder, denen wir ein sittliches Ideal, höher, besser als das unsrige, als Erbe zu hinterlassen wünschten, werden vielleicht, wenn sie die Grundpfeiler unsers politischen Daseins wanken sehen, eine Schar von Heuchlern werden, mit Falschheit im Herzen. Der Ruf des finnländischen Volks wegen seiner Treue und Redlichkeit wird vielleicht zu einer verklingnen Sage.“ Gewiß wird es so kommen! Der Despotismus, von dem unberührt zu leben die Finnländer bis dahin das Glück genossen hatten, erzieht verlogne Sklaven und tückische Verschwörer. Die Finnen sind keine Germanen, aber sie haben alle germanischen Tugenden erworben — mit Hilfe des evangelischen Christentums und einer aus diesem hervorgegangnen Volkserziehung, deren Geschichte im ersten vorjährigen Hefte der Zeitschrift erzählt wird. Der Volksunterricht steht auf der Höhe des skandinavischen; merkwürdig, wie er gerade in den Ländern am tiefsten gegangen ist, wo er die größten geographischen Hindernisse zu überwinden hatte! Die äußerlichen Veranstellungen sind infolge dieser Hindernisse in Finnland auch heute noch sehr unvollkommen; das Beste muß das Haus, müssen die Eltern tun. Also die Finnen sind dank ihrem evangelischen Christentum Deutsche geworden in Gesinnung, Bildung und Sitte. Damit ist es nun vorbei, wenn nicht Ereignisse eintreten, die dem Walten des zarischen Despotismus Einhalt tun.

Zwei Rabbiner über den Talmud. Für einen, dem weder philosemitische noch antisemitische Leidenschaft den Blick trübt, bleibt das Judentum eine in histo-

rischer, ethnologischer, anthropologischer und volkswirtschaftlicher Beziehung hochinteressante Erscheinung. Nicht am wenigsten interessant ist die Art und Weise, wie gebildete Juden das rätselhafte Wunder ihres eignen Daseins auffassen. Im siebzehnten Jahrhundert hat ein gelehrter und feingebildeter venetianischer Rabbi dem Talmud schon so ziemlich alles nachgesagt, was ihm heute die Antisemiten nachsagen, nur die Aufforderung zum Ritualmord nicht; der Glaube an diesen beruht wirklich auf ganz grundloser Verleumdung. Dr. Simon Stern, Rabbiner in Saaz, gibt die alte Anklageschrift in deutscher Übersetzung heraus und widerlegt sie; nicht Punkt für Punkt, sondern durch eine positive Darstellung der Talmudlehre, die den Talmud als die Frucht edelster Humanität und reinsten, höchsten Sittlichkeit hinstellt. (Der Kampf des Rabbiners gegen den Talmud im siebzehnten Jahrhundert. Vorhergeht: Religion des Individuums und Religion des Volkes. Breslau, S. Schottlaender, 1902.) Die Abhandlung Sterns enthält gute religionsphilosophische Betrachtungen. Der Glaube wird aus dem tiefsten Bedürfnis des Menschenherzens abgeleitet. Er stille die Sehnsucht der Menschen, aus der platten Alltäglichkeit hinauszukommen in eine bessere Welt; denn in unsrer schlechten Welt ergehe es dem Guten selten gut, dem Nichtguten selten schlecht, weil dieser der Rücksichtslosere und darum der Stärkere sei. Ohne den Glauben an Übervernünftiges gebe es keine Religion. Den Völkern sei ihre Religion eine Waffe und Rüstung zur Selbstbehauptung im Kampfe ums Dasein. Der Judenhaß unterscheide sich nicht seinem Wesen nach von jedem andern Nationalitäts- und Religionshaß, sondern nur dadurch, daß er allgemein sei, weil die Juden mit allen Völkern unmittelbar in Berührung kommen, während von den andern Völkern immer nur je eins oder zwei als Grenznachbarn Gegenstand des Hasses werden. Was die Kasuistik des Talmud betreffe, so sei sie in der mosaischen Religion begründet, weil diese eine Gesetzesreligion sei, jedes Gesetz aber zu kasuistischer Auslegung einlade. Im Judentum sei diese Tendenz durch den Gegensatz zum Christentum verstärkt worden, das als Erlösung vom Gesetze auftrat. Gerade weil das Christentum die jüdische Religion und das jüdische Volkstum durch die Aufhebung des Gesetzes zerstören wollte, wurde im Judentum auf den Ausbau des Gesetzes das Hauptgewicht gelegt, und so fällt denn in die ersten christlichen Jahrhunderte die Blütezeit des Talmudismus. (Darin tritt eine sehr wichtige Wahrheit von allgemeiner Bedeutung hervor. Will man einem Menschen, einer Gemeinschaft, einem Volke ein Besitztum entreißen, so wird dieses auf einmal sein Teuerstes. Bei Erlass des Jesuitengesetzes schrien Weiber, die in ihrem Leben keinen Jesuiten gesehen und noch nie ein Buch von einem gelesen hatten, man raube ihnen ihr Teuerstes; und Leute polnischer oder tschechischer Abstammung, die ein sehr gutes Deutsch sprechen und schreiben, ihre sogenannte Muttersprache aber kaum radebrechen können, fühlen sich im Lebensmarf getroffen, wenn man ihnen verbietet, ihre slawische Sprache überall zu gebrauchen, wo es ihnen beliebt.) Stern wirft zwei interessante Fragen auf. „Das Christentum ist mehr als antitraditionell; es bedeutet die Aufhebung des Gesetzes und ist nicht nur der talmudischen Tradition, sondern dem ganzen Judentum, der Religion des Gesetzes entgegengesetzt. Dadurch trägt es zur Verwirklichung des prophetischen Ideals bei, daß der Gott Israels von allen Völkern anerkannt werde. Zugleich wurden aber die Religion Israels und sein Gottesbegriff vom Christentum allen äußern Einflüssen preisgegeben, indem es die das Judentum schützende Scheidewand zu einer Zeit eingerissen hat, als die reine Gottesidee und das jüdische Sittengesetz noch gar sehr des Schutzes bedurften. Welchen Verlauf aber die Geschichte des Judentums genommen hätte, wenn schon zur Zeit der Entstehung des Christentums das jüdische Volk an eine maßvolle und zweckentsprechende Umformung des Zeremonialgesetzes gegangen wäre, anstatt aus Opposition gegen das Christentum sein Zeremonialgesetz noch weiter auszubauen, das läßt sich nicht ausdenken. Vielleicht wäre dadurch das Judentum gänzlich aufgelöst worden, vielleicht aber hätte es viele Völker zu seinem reinen Monotheismus und seinem erhabenen und doch praktischen Sittengesetz und zu seinem Optimismus bekehrt und das Prophetenideal des friedlichen messianischen Reichs verwirklicht, das allen Kämpfen ums Dasein

ein Ende macht. Nein, das wäre nicht geschehn. Der jüdische Optimismus hat die Daseinsbedingungen des Erdenlebens nicht tief genug erkannt, und darum war das Christentum nötig, das dieses glückselige Reich ins Jenseits verlegt. Dann wirft er die zionistische Frage auf. Die beengenden Fesseln des Gesetzes sollen einmal fallen; die Religion soll dem Geiste Schwingen verleihn, sich über alle Kläglichkeiten des Daseins zu erheben. Vom Wege zu diesem Ziel sei das Judentum durch die Entstehung des Christentums abgelenkt, sei gezwungen worden, sich hinter dem Stachelzaun der Gesetzhaltigkeit zu verschanzen. (Kann man den Gang der Weltgeschichte ärger mißverstehn? Aber man sieht aus dieser Auffassung, daß die Juden außer ihrem Reichthum noch einen idealen Grund haben, sich über die andern Völker erhaben zu dünken.) Und nun fragt er: „Ist das große Ziel leichter zu erreichen, wenn die Juden zerstreut unter den Völkern oder auf eigenem Boden in ihrem eignen Staate leben? Man kann annehmen, daß es dem neuen jüdischen Staate vielleicht so ginge wie dem frühern in Palästina. (Ganz gewiß würde es ihm so gehn, auch wenn nicht, was Stern für wahrscheinlich hält, stärkere Völker über ihn herfallen, weil der talmudisch geschulte jüdische Geist ein kritisch zersetzender, kein erbauender und schaffender ist.) Man muß aber wieder zugeben, daß die Kraft eines Volkes wächst, und daß es seiner Aufgabe besser gerecht werden kann, wenn es einen eignen Staat bildet, als wenn es nur geduldet, vorurtheilsvoll behandelt wird, alle seine Bestrebungen falsch ausgelegt sieht, sich auf Schritt und Tritt gegen giftige Verleumdungen verteidigen muß, sehr wenig Freunde und zahllose Feinde hat und in allen Berufsarten als überflüssiger Konkurrent betrachtet wird. Ärger könnte es nicht werden, wenn der jetzige Versuch, einen jüdischen Staat zu gründen, mißlänge.“

Der Rabbi, dessen Schrift Stern herausgibt, ist Leon da Modena, so genannt, weil seine Familie lange in Modena gelebt hat. Er wurde 1571 in Venedig geboren, verdiente als angesehenen Lehrer, Schriftsteller, Dichter, Korrektor, Notar, Buchhändler ein schönes Geld, starb jedoch 1648 arm, weil er der Leidenschaft des Spiels ergeben war, die er beklagte, für die er aber seine Planetenkonstellation verantwortlich machte. Im Glauben an das mosaische Gesetz und die Propheten hatte er niemals gewankt, aber von der talmudischen Überlieferung und der Kasuistik war er überzeugt, daß sie dem Geiste der Heiligen Schrift widersprächen. Seine Glaubensgenossen zu diesem zurückzuführen, war seine Absicht, als er die Schrift: Stimme des Toren (Kol sachal) verfaßte. Er erwähnt die Reformation nicht, aber Stern wird Recht haben mit der Vermutung, daß er durch sie angeregt worden ist; er will dem Judentum denselben Dienst leisten, den die Reformatoren der christlichen Kirche geleistet haben. Über die kasuistische Behandlung geschlechtlicher Dinge im Talmud urteilt er genau so wie die heutigen Protestanten über die Anweisungen, die Viguri gibt. Die Leser erinnern sich wohl, daß vor einiger Zeit ein Jurist in den Grenzboten die sogenannte Jesuitenmoral auf den Talmud zurückgeführt hat. — Druckfehler sind verzeihlich, aber so dick wie in dem folgenden Büchertitel (S. 2, Anm. 2) darf man sie sich nicht häufen lassen: Examen traditionis [fehlt das Komma] duo inedita [inedita] et poene [paene] incognita Leonis Mutinensis opuscula completens [complectens].

Illusionen moderner Kinder. Der Prozeß gegen das Blumenmedium hat dem Vorwärts und einigen bürgerlichen Blättern, die auf derselben wissenschaftlichen Höhe stehn, erwünschten Anlaß gegeben, wieder einmal zu predigen, der Aberglaube könne nicht wirksam bekämpft werden, solange in der Schule statt der Naturkausalität der kirchliche Wunderglaube, und statt der natürlichen die mythische mosaische Schöpfungsgeschichte gelehrt werde. Schon vorher hatten einige liberale Kinder, die deshalb von den altklugen sozialdemokratischen verspottet wurden, die Hoffnung ausgesprochen, jetzt endlich, da der Kaiser zu Herrn Deltzsch in die Schule gehe, werde der Tag anbrechen und die heißersehnte große Schulreform bringen. Diese Kinder haben weder von der Naturkausalität und den Naturwissenschaften, noch von den Aufgaben der Schule, noch von der christlichen Religion

einen Begriff und leben in nebelhaften Einbildungen. Sie wissen nicht, daß das Gebiet der Naturkausalität und das Gebiet des Geistigen zwei verschiedene Gebiete sind. Sie wissen nicht, daß die exakten Wissenschaften nicht einmal das Wesen der Materie erschließen, von deren Veränderungen sie handeln, geschweige denn das Wesen des Geistes. Sie wissen nicht, daß die exakten Wissenschaften über die Entstehung der Welt und der Geschöpfe gar nichts aussagen und niemals werden etwas aussagen können. Sie wissen nicht, daß der Darwinismus von der Wissenschaft aufgegeben ist. Sie wissen nicht, daß man Kindern nur lehren darf, was man — sei es auf Grund einer exakten Wissenschaft oder auf Grund eines allgemein anerkannten Glaubens — selber genau und bestimmt weiß, und daß man also weder die natürliche Schöpfungsgeschichte noch ein philosophisches System den Kindern vortragen darf; jene nicht, weil sie von der exakten Wissenschaft in das Reich der Phantasiegebilde verwiesen worden ist, dieses nicht, weil es soviel philosophische Systeme gibt wie selbständig philosophierende Köpfe. Sie wissen nicht, daß es Frevel wäre, die kindliche Phantasie mit den Bildern der Moleche und der Würmer anzufüllen, von denen die sogenannte natürliche Schöpfungsgeschichte ausgeht, und daß die Bildung der kindlichen Seele mit dem Ausblick zu dem Gott beginnen muß, von dem sie stammt, und mit dem Einblick in das Paradies, in das sie gehört. Sie wissen nicht, daß es kein sicheres Mittel gegen den Aberglauben gibt, als den christlichen Glauben, und daß außerhalb seines Einflusses überall wüster Aberglaube herrscht.

Freilich: es ist leider wahr, daß die Kirche zu Zeiten den Aberglauben begünstigt hat, und daß die jesuitische Richtung innerhalb der katholischen Kirche, die eine ungesunde Mystik pflegt, noch heute darin sündigt. Aber diese Verschuldung liegt nicht im Wesen des Christentums, sondern ist darin begründet, daß auch die Theologen Kinder ihres Volkes und ihrer Zeit sind und an den Unvollkommenheiten beider leiden. Gerade indem das Christentum den Glauben für die Substanz der Religion erklärt, den Glauben an eine jenseitige höchste Vernunft, Güte und Schönheit, von der alle irdische Vernunft, Güte und Schönheit ein Ausfluß und ein Abbild ist, gerade dadurch verbietet es jeden törichtesten Versuch, das Jenseits mit Augen sehen und mit Händen tasten zu wollen. Der Christ weiß, daß es im Diesseits keine andre Erkenntnis Gottes gibt als die durch Schlüsse aus der irdischen Erscheinungswelt vermittelte, daß er sich durch demütigen Glauben und treue Pflächterfüllung auf die höhere Erkenntnisstufe vorzubereiten und geduldig zu warten hat, bis im Tode der Vorhang des Sinnen Scheins fällt, der ihm das Innerste der Welt verbirgt. Nicht alle gläubigen Christen sind eines reinen und vernünftigen Glaubens fähig; viele bleiben zeitlebens Kinder, Kinder mit einem kindischen Glauben, gerade so wie auch andre Leute, zum Beispiel die Häckelkner und die Marxisten, Kinder mit einem kindischen Glauben anderer Art sind. Aber so tief sinkt auch der abergläubigste Katholik nicht, daß er die geistigen Wesen, an die er glaubt, zu schauspielerischen Produktionen und Taschenspielerkunststücken herabzuwürdigen versuchte und in dem Geschwätz eines Weibes, das sich für Geld sehen läßt, Stimmen aus dem Jenseits zu vernehmen glaubte. Daß der Religionsunterricht einer gründlichen Reform bedarf, daß auf seinen höhern Stufen der heutigen Naturerkenntnis und historischen Einsicht Rechnung getragen, und daß der Elementarunterricht mit dem angemessen umgestalteten höhern Unterricht organisch verbunden werden muß, das ist eine Sache für sich.

Berichtigung. In dem Artikel „Das Krebsbüchlein“ (Heft 12, Seite 747 Zeile 6 v. u.) ist in dem Citat ein Satzfehler stehn geblieben; es muß statt „Boden und Himmelsstrich“ hieran schuld“ heißen „unschuldig.“

